

Welche Partnerschaften scheitern? Prädiktoren der Instabilität von Ehen

Rosenkranz, Doris; Rost, Harald

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rosenkranz, D., & Rost, H. (1998). Welche Partnerschaften scheitern? Prädiktoren der Instabilität von Ehen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 10(1), 47-69. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-291647>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Doris Rosenkranz und Harald Rost

Welche Partnerschaften scheitern? Prädiktoren der Instabilität von Ehen

Zusammenfassung

Nach wie vor heiraten zwar die meisten Menschen im Laufe ihres Lebens, aber die Institution Ehe hat in den letzten zwei Jahrzehnten, wie die hohen Scheidungszahlen belegen, ihre Funktion als eine auf Dauer angelegte Lebens- und Versorgungsgemeinschaft verloren.

Der folgende Beitrag geht der Frage nach, ob sich bereits kurz nach der Eheschließung Prädiktoren für eine spätere Trennung oder Scheidung der Paare finden lassen. Basis der Untersuchung ist eine Längsschnittstudie, bei der von 1988 bis 1995, repräsentativ für die alten Bundesländer, 1500 junge, zum Zeitpunkt der Eheschließung kinderlose, Ehepaare in zweijährigem Abstand befragt wurden.

Unsere Analysen zeigen, daß bereits unmittelbar nach der Hochzeit auffällige Unterschiede bestehen zwischen stabilen Paaren und Paaren, die sich im Verlauf der ersten Ehejahre trennen. Ein wichtiger Erklärungsfaktor ist die persönliche Lebensbiographie: Das Scheidungsrisiko erhöht sich insbesondere dann, wenn ein Partner bereits in der Herkunftsfamilie die Scheidung der Eltern erlebt hat. Differenzen zeigen sich auch in den Wertorientierungen und Lebensentwürfen: Getrennte Paare weisen hier eine signifikant höhere Heterogamie auf. Die Ergebnisse deuten darauf hin, daß sozio-demographische und sozialstrukturelle Variablen hierbei nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Schlagworte: Ehe, Längsschnittstudie, Partnerschaftsstabilität, Scheidung

Abstract

As verified by high divorce rates, marriage as an institution has lost its function as a community of provision and living together meant for durability during the last two decades, despite of the fact that most people still marry at least once in the course of their lives.

Based on a longitudinal study, this article attempts to provide an answer to the question whether or not certain predictors for prospective separation or divorce may yet be detected in a period shortly after the wedding. This longitudinal study has been conducted during the 1988 to 1995 period and is representative for the States of the Federal Republic before unification. 1500 newly wed couples which had no children at their wedding have been interviewed in a two years interval.

Our analyses show that significant differences already exist shortly after the wedding between couples who enjoy a stable relationship and those couples who separate in the course of the first years of marriage. Our results indicate that socio-demographic and socio-structural variables do not play a major role for these differences. Rather, the individual biography constitutes an important factor of explanation. The risk of getting divorced specifically increases in those

cases where one of the partners experienced the divorce of his/her parents in the family of origin. Also, differences appear with regard to value orientations and blueprints for life: separated couples display a significant-

ly higher degree of differences in the attitudes towards life prospectives.

Keywords: Marriage, longitudinal study, stability of the couple, divorce

1. Problemstellung und Zielsetzung

Die Institutionen Ehe und Familie haben sich in der Bundesrepublik wie auch in den anderen westlichen Industrienationen stark gewandelt. So hat in den letzten 30 Jahren die Ehe den Charakter einer auf Dauer angelegten Lebens- und Versorgungsgemeinschaft teilweise verloren, denn die Wahrscheinlichkeit, daß die Partnerschaft vor dem Scheidungsrichter endet, ist seit den 60er Jahren beständig gestiegen und seit 1985 auf einem konstant hohen Niveau: Abgesehen von kleineren Schwankungen hat sich die Zahl der Scheidungen in der Bundesrepublik seit Anfang der 60er Jahre verdreifacht und rund jede vierte Ehe wird heute geschieden. Scheidung kann – je nach Blickwinkel – als „Institutionalisierung von Konfliktmechanismen bei Auflösung des familialen Lebenszusammenhangs durch einen Rechtsakt“ definiert werden (Mühlfeld, 1982, S. 143) oder einfacher als ein „für viele Menschen weitgehend akzeptiertes Korrektiv für gescheiterte Ehen“ (Loidl, 1985, S. 7).

Analog zur Entwicklung der Scheidungszahlen werden alternative Lebensformen wie nicht-eheliche Lebensgemeinschaften oder Singles zunehmend akzeptiert. Interpretiert wird diese Entwicklung je nach Perspektive als *Bedeutungswandel* von Ehe und Familie (Nave-Herz, 1989), als *Bedeutungsrückgang* (Tyrell, 1988) oder als *Bedeutungsverlust* (Hoffmann-Nowotny, 1987). Unabhängig davon, welcher Position man sich anschließt, bleibt ein gemeinsamer Nenner bestehen: „Ehe, Familie und Partnerschaft, jahrhundertlang gesellschaftlich und sozial normiert, entfernen sich immer mehr aus der Einflußsphäre sozialer Kontrolle und gelangen zunehmend in den Bereich individueller Gestaltungsmöglichkeiten“ (Schneider, 1990, S. 458). Zugleich spielen heute affektiv-emotionale Faktoren in Partnerschaften eine zunehmend große Rolle, die Qualität der Beziehung ist zu einem wichtigen Prädiktor für den Bestand der Ehe geworden.

Was aber sind die Kriterien für eine gelingende Partnerschaft? Was macht Partnerschaften stabiler oder labiler als andere? Die vorliegende Arbeit basiert auf der Überlegung, daß in jeder Ehe im Laufe der Partnerschaft Konflikte und Spannungen auftreten. Nur bei einem Teil der Partnerschaften wird jedoch die Beziehung – mittel- und langfristig gesehen – deswegen gelöst. Die Arbeit geht der Frage nach, warum Partnerschaften unter bestimmten Partnerkonstellationen eher stabil sind und warum es bei anderen eher zu einer Trennung kommt. Hauptziel ist dabei die Analyse von Prädiktoren der Ehestabilität und von Konstellationen, die sich besonders partnerschaftsgefährdend auswirken anhand der Daten einer Längsschnittbefragung von Ehepartnern. Weitgehend akzeptiert ist bisher, daß der „Weg zur Scheidung der Prozeß des Scheiterns einer Ehe ist. Er setzt typischerweise nicht plötzlich ein, sondern beginnt als anfangs häufig unbewußtes Auseinanderdriften

und setzt sich dann bis zur endgültigen Scheidungsinitiative (...) fort“ (Loidl, 1985, S. 120).

Bei unseren Analysen beabsichtigen wir kein Verfahren der Prognose der Stabilität oder Instabilität von Partnerschaften im Sinne von kausal verbindlichen „Wenn-dann“-Aussagen zu entwickeln. Dies ist auch als unrealistisch anzusehen. Angestrebt ist jedoch die Eruierung eines Spektrums *stabilitätsgefährdender Konstellationen* von Partnerschaften mit dem Ziel partnerschaftsgefährdende Konstellationen zu analysieren. Angesichts der Vielzahl soziologischer, rechtlicher und psychologischer Faktoren im Kontext der Entwicklung hin zur Scheidung verbieten sich dabei monokausale Erklärungsansätze von selbst.

2. Forschungsstand

2.1 Theoretische Ansätze der Scheidungsforschung – ein Überblick

„Vorhersagestudien“ zum Ehescheidungsrisiko haben eine lange Tradition. Vor allem in den 30er bis 50er Jahren dieses Jahrhunderts versuchten amerikanische Soziologen und Psychologen den weiteren Eheverlauf vorherzusagen (vgl. Hartmann, 1989, S. 17). Die ersten empirischen Studien, in denen Determinanten der Ehequalität bzw. Ehestabilität analysiert wurden, stammen aus den 30er und 40er Jahren. Die Forschungsschwerpunkte lagen im Bereich der Familiensoziologie, untersucht wurden damals insbesondere sozioökonomische Fragestellungen. Insgesamt ist jedoch festzustellen, daß „die Formulierung einer spezifischen Scheidungstheorie“ noch aussteht. „Es existiert lediglich ein breites Spektrum psychologischer, soziologischer und ökonomischer Theorieansätze“ (Rottleuthner-Lutter, 1989, S. 61). Theoretische Erklärungsansätze im Hinblick auf Scheidung beschäftigen sich insbesondere mit zwei Schwerpunkten: 1. Scheidungsfolgen und 2. Scheidungsursachen. Im folgenden Überblick werden wir die für diese Arbeit relevanten soziologischen Ansätze aus dem Gebiet der „Scheidungsursachenforschung“ darstellen und in kurzer Form auf aktuelle psychologische Annahmen eingehen. Einen Anspruch auf Vollständigkeit vertreten wir nicht.

Soziologische Ansätze

Modernisierungstheorie

Ansätze, die in Zusammenhang mit der Modernisierungstheorie stehen, gehen von einem Funktionswandel der Familie aus. Im Rahmen der gesellschaftlichen Modernisierung haben sich Menschen aus ihren traditionellen Bindungen, die bisher Grundlage von Stabilität und Identität waren, gelöst (Beck, 1986). Damit besteht die Chance, aber auch der Anspruch und unter Umständen sogar der Zwang, zu einer eigenverantwortlicheren Lebensgestaltung. An Stelle der stabilisierenden Wirkung traditioneller Sozialbeziehungen und sozialer Netzwerke tritt die Anforderung einer personenbezogenen Stabilität. Liebe und Ehe werden zur Hauptin-

stanz für die Sinn- und Identitätsfindung im Leben. Affektiv-emotionale Überfrachtungen sind eine Folge dieser Entwicklung, die die Stabilität der Partnerschaft belasten. Die Entwicklungen im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung gehen einher mit einer stärkeren Individualisierung und weitgehenden Veränderungen der weiblichen Normalbiographie, was zum einen die ökonomische Unabhängigkeit von Frauen erleichtert, zugleich aber neue Herausforderungen an Partnerschaften stellt, z.B. die Notwendigkeit zwei (Berufs-)Biographien aufeinander abzustimmen. Subjektive und emotionale Faktoren werden zudem – angefangen bei der Partnerwahl bis zur Erhaltung der Partnerschaft – immer wichtiger in dem Maße, in dem traditionelle, auch ökonomische „Pull“-Faktoren an Bedeutung verlieren. Dies erhöht das Konfliktpotential und damit die Gefahr einer Destabilisierung von Ehe und Familie.

Transmissionshypothese

Dieser Ansatz versucht das Scheidungsrisiko anhand der sozialen Vererbung zu erläutern, was in US-amerikanischen Studien „übereinstimmend nachgewiesen werden konnte“ (Diekmann & Engelhardt, 1995, S. 2). Es wird davon ausgegangen, daß das Ehescheidungsrisiko im Sinne einer „intergenerationalen Vererbung“ von den Eltern auf die Kinder übertragen wird. Als Erklärungen für die soziale Vererbung eines Scheidungsrisikos werden diskutiert:

Streßhypothese

Die Ehescheidung der Eltern erfahren die Kinder im Sinne eines „Push-Effektes“, d.h. sie verlassen frühzeitig das Elternhaus und gehen früh eine eigene Ehe ein.

Sozialisationshypothese

Es wird davon ausgegangen, daß die Weitergabe eines bestimmten Verhaltens und entsprechender Lebensorientierungen gegenüber Ehe und Familie über sozialpsychologisches „Modell-Lernen“ stattfindet. Scheidung wird danach von Kindern geschiedener Eltern als Konfliktlösung gelernt.

These der ökonomischen Deprivation

Nach der Scheidung ihrer Eltern wachsen Kinder – häufig bei einem alleinerziehenden Elternteil – z.T. unter Einbußen des Lebensstandards auf. Die damit vielfach einhergehende ökonomische Mangelsituation wird – ähnlich wie bei der Streßhypothese – als Push-Faktor angesehen.

Diekmann und Engelhardt (1995), die die Transmissionshypothese für den deutschen Raum anhand der Daten des DJI-Familiensurveys überprüft haben, gehen davon aus, daß nicht *eine* These allein zutrifft, sondern jeweils wechselseitige Zusammenhänge wahrscheinlich sind. Zudem fanden sie in ihren Analysen geschlechtsspezifische Unterschiede im Rahmen der „sozialen Vererbung des Scheidungsrisikos“. Männer scheinen unter bestimmten Konstellationen in der Herkunftsfamilie später ein höheres Ehescheidungsrisiko aufzuweisen als Frauen. Zu-

dem scheint für das „Eheschicksal der Söhne der Grund der Auflösung der Elternfamilie“ entscheidend zu sein. Von Interesse ist zudem, daß bei Einzelkindern in der Herkunftsfamilie bei Mann und Frau mit einem höheren Scheidungsrisiko gerechnet werden muß. (Diekmann & Engelhardt, 1995, S. 3f). In einer kausalen Erklärung des „Vererbungseffektes“ könne eine „verminderte Investitionsbereitschaft“ von Partnern aus risikobehafteten Herkunftsfamilien eine intervenierende Variable darstellen, d.h. entsprechende Partner verhalten sich zueinander eher reserviert, verzichten eher auf partnerschaftsinterne soziale und ökonomische Investitionen, wie Kinder, Immobilien etc., in der eigenen Partnerschaft.

Homogamie und Endogamie in Partnerschaften

Insbesondere in den traditionellen „prediction studies“ wurden Aspekte der Partnerwahl mit Ehestabilität in Beziehung gesetzt. Die sog. Ähnlichkeitsthese basiert auf der Frage, wer mit welchem Partner bzw. welcher Partnerin am wahrscheinlichsten eine glückliche – stabile – langfristige Ehe führen wird. Ähnlichkeiten in den sozioökonomischen Merkmalen wie Alter, Konfession, Berufsstatus etc. werden unter der Endogamithese diskutiert. Ähnlichkeiten in den psychischen Merkmalen, wie persönliche Dispositionen, werden anhand der Homogamithese beschrieben. Traditionelle Studien versuchten unter der Hypothese „je ähnlicher die Partner, desto größer die Ehezufriedenheit“ – und evtl. die Ehestabilität – zu argumentieren.

Sinnvoll scheint es uns jedoch bei unserer Datenanalyse, in Anlehnung an die Ähnlichkeitsthese, neben rein sozioökonomischen Merkmalen oder psychologischen Konstrukten wie Persönlichkeitsmerkmalen auch Einstellungen und Erwartungen an die Ehe im Partnervergleich mit aufzunehmen.

Psychologische Ansätze¹

Merkmale der Partnerinteraktion

In psychologischen Ansätzen gilt die Partnerinteraktion als eine der bedeutsamsten Einflußgrößen auf die Partnerschaftsqualität und -stabilität. Dabei wird insbesondere die Paarkommunikation sowie der Umgang mit Problemen und Belastungen im Kontext der Partnerschaft fokussiert (vgl. Bodenmann, 1995; Gottman, 1994; Hahlweg, 1991). Die Arbeiten von Gottman (1994) sowie Bodenmann (1995) zählen derzeit zu den prominentesten psychologischen Ansätzen, die zur Erklärung der Partnerschaftsstabilität vorliegen. Im Rahmen seiner „balance theory of marriage“ geht Gottman davon aus, daß sich die Interaktion stabiler Paare dadurch auszeichnet, daß negative durch positive Interaktionen kompensiert werden. Während bei diesen Paaren das Verhältnis emotional positiver und unterstützender Verhaltensweisen gegenüber emotional negativem Verhalten und destruktiven Problemlösestrategien überwiegen, ist das entsprechende Verhältnis bei scheidungsgefährdeten Ehepaare bestenfalls ausgewogen. Auf der Basis von Beobachtungsdaten

1 Für die kompetente Unterstützung danken wir Frau Diplom-Psychologin Ruth Limmer, Bamberg.

identifizierte Gottman weitere spezifische negative Verhaltensmuster, die die Unzufriedenheit mit der Partnerschaft als auch die Wahrscheinlichkeit einer Scheidung in besonderer Weise erhöhen. Hierbei handelt es sich um Kritik, Verachtung bzw. Abwertung des Partners, defensives Verhalten gegenüber dem Partner und „stonewalling“. Die empirischen Befunde von Gottman (1994) werden durch eine Längsschnittstudie mit Schweizer Ehepaaren von Bodenmann (1995) gestützt: Das Verhältnis negativer zu positiver Interaktion zum ersten Erhebungszeitpunkt erwies sich als einer der besten Prädiktoren für eine Ehescheidung nach Ablauf von zwei Jahren. Bei rund 94 Prozent der untersuchten Paare erwies sich die Prognose der Ehestabilität bzw. Eheinstabilität als zutreffend (Bodenmann, 1995, S. 239).

2.2 Scheidungsursachen-Forschung im Überblick

Im weiteren werden für verschiedene Bereiche Ergebnisse der Ursachenforschung des Scheiterns einer Ehe im Überblick dargestellt. Wir werden bei vielen Fragestellungen Fragen der Homogamie in Partnerschaften einbeziehen, um daran evtl. Unterschiede zwischen den Gruppen der Getrennten/Geschiedenen und der Paare in noch existierende Partnerschaften herauszufiltern. Die Effekte von Homo- und Endogamie sollen dabei vor allem im Hinblick auf die Stabilität von Partnerbeziehungen diskutiert werden.

„Gleich und gleich gesellt sich gerne“ und „Gegensätze ziehen sich an“: Die Frage nach Homogamie oder Heterogamie von Partnerschaften wurde auch in Scheidungsstudien häufig thematisiert – in Anlehnung an Analysen zur Partnerwahl. So geht die Theorie der komplementären Bedürfnisse von einem eher stabilitätsfördernden Effekt von Unterschieden aus (Heterogamie, stabilisierender Effekt unterschiedlicher einander ergänzender Persönlichkeiten). Die Theorie der gemeinsamen Interessen betont dagegen den stabilisierenden Effekt von Ähnlichkeiten (Homogamie) (vgl. Hartmann, 1989, S. 33 und 135f.).

Formell sind bei den Merkmalskombinationen, die stabilitätsfördernd oder -mindernd wirken, zwei Arten zu unterscheiden:

Kombinationen, bei denen das gleiche Merkmal bei beiden Partnern in unterschiedlicher Intensität ausgebildet ist.

Das Zusammentreffen eines Merkmals bei einem der Partner mit bestimmten Ausprägungen eines anderen Merkmals beim anderen Partner.

Dieser Aspekt wird also – wenngleich nicht immer explizit ausgeführt – im folgenden immer mitgeführt. Die Ergebnisse zu diesem Komplex sind insgesamt widersprüchlich. Burgess und Cottrell waren mit die ersten, die einen Index des „marital adjustment“ verwendeten, um den Grad der Anpassung zwischen den Ehepartnern abzubilden. Gefragt wurde u.a. nach dem Ausmaß gemeinsamer Interessen, der Übereinstimmung in wichtigen Lebensfragen (Hartmann, 1989, S. 19). Insgesamt lassen sich entsprechende Ergebnisse so zusammenfassen: Es gibt „fast keine Hinweise darauf, daß Unähnlichkeit günstig für den Erfolg einer Ehe ist“ (Hahlweg, 1991, S. 123).

Im folgenden werden die Ergebnisse bisheriger Forschungen aufgezeigt, die sich auf die *sozio-demographischen Ressourcen* der Partner beziehen:

Sozioökonomischer Status und Bildung: Die Ergebnisse zum Zusammenhang von Scheidungsrisiko und sozioökonomischen Faktoren sind widersprüchlich. Zum Teil werden dabei inverse Beziehungen festgestellt, d.h. mit steigendem Einkommen und steigender Bildung nimmt auch das Scheidungsrisiko ab. Andere Studien ergaben dagegen U-förmige Zusammenhänge, die insbesondere darauf zurückgeführt werden, daß Frauen mit hohem formalen Abschluß ein höheres Scheidungsrisiko haben. Einige Untersuchungen gehen aufgrund einer höheren Bildung von Frauen von einem sog. „Unabhängigkeitseffekt“ aus. (vgl. Hartmann, 1989; Rottleuthner-Lutter, 1989; Diekmann & Klein, 1991). Schneider kommt zusammenfassend zu dem Resultat, daß im Moment „keine eindeutigen Aussagen über die Zusammenhänge zwischen dem sozioökonomischen Status und der Scheidungshäufigkeit“ getroffen werden können (Schneider, 1990, S. 460).

Berufstätigkeit: Aufgrund ihrer Untersuchungen zum Einfluß der Frauenerwerbstätigkeit auf das Scheidungsrisiko falsifiziert Nave-Herz die These, daß Hausfrauen-Ehen stabiler seien als die mit erwerbstätiger Ehefrau. Sie konstatiert, daß die „instabile Ehe bei einem hohen Teil von Hausfrauen die Veränderungen ihres bisherigen Hausfrauenstatus und die Übernahme einer Erwerbstätigkeit“ bewirke (Nave-Herz, 1990, S. 35 f.). Allerdings stellt sie für beide Frauengruppen jeweils spezifische Belastungsmomente fest. So könne bei einer erwerbstätigen Ehefrau eine ungleiche Verteilung der häuslichen Arbeitsteilung das Ehescheidungsrisiko erhöhen, bei nichterwerbstätigen Frauen könne dies die Unzufriedenheit mit dem Hausfrauendasein bewirken. Ihre Analysen zeigen im Ergebnis, daß bei mehr Getrennten als Verheirateten die Zuständigkeitsbereiche für die Hausarbeit nicht festlagen, zudem sei bei den erwerbstätigen getrennten Frauen mit „Hausfrauenmodell“ häufiger über Konflikte berichtet worden. Allerdings warnt Nave-Herz vor einem zu vereinfachenden Modell einer unilinearen Wirkungskette. Die Reihenfolge „Erwerbstätigkeit der Frau – doppelte Belastung bei traditioneller innerfamiliärer Arbeitsteilung – Erhöhung des Ehescheidungsrisikos“ ist in der Realität nicht zwingend. Unterschiedliche Paare und Partner verarbeiten den gleichen Tatbestand eigendynamisch und damit evtl. intern unterschiedlich. Vorhandene Spannungen können damit jedoch im Sinne eines „Verstärkereffekts“ stärker motiviert werden, lautet ein Fazit.

Heiratsalter: Ein „eindeutiger, vielfach bestätigter Zusammenhang besteht zwischen dem Scheidungsrisiko und dem Heiratsalter“ (Rottleuthner-Lutter, 1989, S. 611). Instabilität der Ehe infolge einer frühen Heirat und evtl. junger Elternschaft wird begründet mit mangelnder Reife der Partner, mangelnder Rollenkompetenz und wenig Partnerschaftserfahrungen, die zu Irrtümern und Fehleinschätzungen führen (vgl. Diekmann & Klein, 1991). Andererseits ist bei später Eheschließung davon auszugehen, daß individualisierende Effekte die Bereitschaft zur Kompromißfähigkeit erschweren. Wagner (1991) konnte zudem zeigen, daß insbesondere Personen stärker scheidungsgefährdet sind, die vor der Ehe längere Zeit alleine gelebt haben.

Ehedauer: „Ehen werden nicht unmittelbar nach Eintreten ihres Scheiterns geschieden“ (Loidl, 1985, S. 123). Inklusive eines „Weges zur Scheidung“ gehen Diekmann und Klein im Ergebnis von einem „sichelförmigen“ Verlauf des Ehescheidungsrisikos aus. Ein Maximum der Ehescheidungen liegt zwischen dem zweiten bis fünften Ehejahr. Diekmann und Klein führen dies auf zwei Faktoren

zurück: die Heterogenität stabilerer und instabiler Ehen sowie die „Kumulation ehespezifischer Investitionen im Verlauf der Ehe“. Das Scheidungsrisiko, so ihre These, wird in den ersten Ehejahren zunehmen, wenn „insbesondere die instabilen Ehen einen wachsenden Risikopfad aufweisen“ (Diekmann & Klein, 1991, S. 274). Risikosteigernde Merkmale der Ehepartner, die vor der Eheschließung nicht ausreichend bekannt waren, werden zunehmend sichtbar. Damit wächst die Gefahr einer Scheidung mit der Ehedauer. Wir möchten an dieser Stelle allerdings zu bedenken geben, daß eheliche Partnerschaften überwiegend nicht als „tabula rasa“ mit dem Tag der Eheschließung beginnen, sondern meist auf eine voreheliche Geschichte zurückgreifen können. 80 Prozent der befragten Paare im Bamberger-Ehepaar-Panel lebten vor der Eheschließung mit ihrem Partner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, im Durchschnitt lebten sie bereits zwei Jahre zusammen und kannten sich bereits ca. dreieinhalb Jahre (Schneewind & Vaskovics et al., 1992, S. 59f). Insofern werden wir bei Fragen ehedauerspezifischer Entwicklungen in unsere Analysen die Gesamtdauer der Partnerschaft mit einbeziehen.

Konfession und Religiosität: Auch die Konfessionszugehörigkeit wirkt als Determinante des Scheidungsrisikos. Insbesondere in älteren Studien zeigte sich, daß Protestanten im allgemeinen ein höheres Scheidungsrisiko haben als Katholiken und insgesamt konfessionelle „Mischehen“ besonders gefährdet sind (Bumpass & Sweet, 1972). Wir gehen anhand unserer Daten der Frage nach, inwieweit sich die beiden Konstrastgruppen in Bezug auf Religiosität unterscheiden.

Wohnortgröße: Eine weitere traditionelle Determinante der Ehestabilität ist die Wohnortgröße. Festgestellt wurde ein deutliches „Stadt-Land-Gefälle“, wobei das Scheidungsrisiko von städtischen zu ländlichen Regionen abnimmt (vgl. Rottleuthner-Lutter, 1989, S. 612).

Kinderzahl: Zu den klassischen Einflußfaktoren der Ehestabilität gehört auch die Kinderzahl. Allerdings sind auch hier die empirischen Befunde nicht eindeutig. Der überwiegende Teil an Studien geht davon aus, daß das Ehescheidungsrisiko mit zunehmender Kinderzahl sinkt (u.a. Höhn, 1980). Insgesamt scheint aber nicht die Kinderzahl an sich die ausschlaggebende Determinante für das Scheidungsrisiko zu sein, sondern das Alter der Kinder. Nur bei kleinen Kindern unter 5 Jahren läßt sich ein ehestabilisierender Effekt nachweisen. Nach Höhn (1980) verliert die Kinderzahl mit zunehmender Ehedauer an Bedeutung für die Stabilität der Ehe.

Neben sozio-demographischen Prädiktoren des Scheidungsrisikos wird in einigen Studien auch die Möglichkeit der *intergenerationalen Transmission* des Scheidungsrisikos diskutiert. Diekmann und Engelhardt (1995) nahmen anhand des DJI-Familiensurveys eine gezielte Überprüfung der Transmissionshypothese vor und kamen zu dem Ergebnis,² daß sich „im Vergleich zu anderen Kategorien der Herkunftsfamilie ein wesentlich höheres Risiko prognostizieren“ läßt, wenn mindestens ein Ehepartner aus einer Scheidungsfamilie stammt (Diekmann & Engelhardt, 1995, S. 220). Jedoch muß auch innerhalb des Transmissionseffektes differenziert werden, denn sie machten lediglich für Söhne aus Scheidungsfamilien einen starken Transmissionseffekt aus, nicht jedoch bei Söhnen, die ihren Vater

2 Für die Beschreibung des methodischen Vorgehens vgl. Diekmann & Engelhardt (1994, 218f.).

aus anderen Gründen verloren hatten. Nicht die Unvollständigkeit der Familie, so ihre Überlegung, ist demnach die wichtige Determinante für die Transmission, sondern der Grund der Familienauflösung ist „entscheidend für das Eheschicksal der Söhne“ (Diekmann & Engelhardt, 1995, S. 3). Offenbar gibt es weiterhin auch geschlechtsspezifische Unterschiede: Bei Frauen aus Scheidungsfamilien ist der Transmissionseffekt geringer als bei Männern. Für Frauen gilt – unabhängig von der Ursache –, daß eine Auflösung der eigenen Herkunftsfamilie das Scheidungsrisiko für die eigene Ehe „moderat erhöht“. Interessant ist, daß bei Einzelkindern in der Herkunftsfamilie in der späteren Ehe mit einem höheren Scheidungsrisiko gerechnet werden muß. „Der Effekt ist signifikant und unabhängig vom Geschlecht“ (Diekmann & Engelhardt, 1995, S. 4). Als Begründung wird vermutet, daß Einzelkinder in geringerem Maß als Kinder mit Geschwistern lernen, mit partnerschaftlichen Konflikten umzugehen. Entsprechend gehen wir anhand der Sekundäranalyse der Frage nach, inwieweit Ehepartner in einer stabilen Ehe eher aus einem intakten Herkunftsmilieu kommen und dies auch positiv erlebt haben. Evtl. orientiert sich ihr eigener Lebensentwurf eher an der Herkunftsfamilie, die als Vorbild gesehen wird.

Hinsichtlich der Aspekte von *Homo- und Endogamie* untersuchte Diekmann (1991, S. 612f.) unter Rückgriff auf eine mathematisch ausgerichtete „Scheidungsrisikofunktion“ das Konstrukt der „Mover“ und „Stayer“ in Partnerschaften. Wird die Partnersuche als Suchprozeß unter der Bedingung unvollständiger Informationen aufgefaßt, so lassen sich zwei Merkmalskategorien unterscheiden:

Suchmerkmale (formale Bildung, Status, physische Attraktivität etc.), als manifeste Merkmale, vor der Eheschließung erkennbar, und *Erfahrungsmerkmale*, d.h. Informationen die häufig erst nach der Eheschließung erkennbar sind.

Es besteht die Möglichkeit, daß die an äußeren Faktoren orientierte Partnerwahl zu Irrtümern führt, die erst durch „Erfahrungswerte“ bekannt werden. Damit werde, so Diekmann, bei den untersuchten Paaren Heterogenität erzeugt. Es könne angenommen werden, daß das Risiko einer Scheidung in der Kategorie der Enttäuschten steigt. In der anderen Gruppe, in der die Erwartungen mit den Informationen während der Ehe übereinstimmen, vermindert sich das Trennungsrisiko mit der Ehedauer. D.h. risikoe erhöhende Merkmale der Ehepartner, die vor der Heirat als solche gar nicht oder kaum erkennbar waren, werden nun eher sichtbar und lassen damit die Wahrscheinlichkeit einer Ehescheidung anwachsen (Diekmann & Klein, 1991, S. 274). Zudem könne mit fortschreitender Ehedauer von einem „Wachstum ehespezifischer Investitionen“ ausgegangen werden, was sich durch einen „Rückkopplungseffekt“ deutlich mache (Diekmann, 1991, S. 611). Zu diesen Investitionen wird insbesondere die Verwirklichung von Kinderwünschen gezählt.

Zusammenfassend läßt sich aus diesen Ergebnissen festhalten: je stabiler die Ehe und je langfristiger die Ehedauer aus der Sicht der Partner eingeschätzt wird, um so stärker sind die Ehepartner geneigt, in die Ehe zu „investieren“, wodurch sich auf der anderen Seite wieder die Ehestabilität erhöht (Diekmann, 1991, S. 613). Je mehr „ehespezifisches Kapital“ akkumuliert wurde, desto geringer ist die objektive Scheidungswahrscheinlichkeit“ (Hartmann, 1989, S. 110). Nach Diekmann (1991) läßt sich auch die These ableiten, daß „Probeehen“ zu einer Verminderung des Scheidungsrisikos führen, d.h. je länger sich Ehepaare vor der Eheschließung kennen, um so geringer sind die Enttäuschungen in Bezug auf „Erfahrungsmerkmale“.

3. Ergebnisse

3.1 Methodisches Vorgehen und Beschreibung der Stichprobe

Die Scheidung bzw. Trennung vom Partner stellt einen Prozeß des Zusammenbruchs dar, der schon lange vor dem Auseinandergehen einsetzt. Anzunehmen ist, daß der offenen Wahrnehmung des Konflikts oft eine latente Vorbereitungsphase vorausgeht, die den Beteiligten – wenn überhaupt – erst allmählich bewußt wird (König, 1976, S. 181). Retrospektive Studien, die Bedingungsfaktoren des Scheidungsprozesses analysieren, scheitern häufig genau an diesem Punkt. Häufig wird bei derartigen Analysen nur die „Endphase dieses Entwicklungsprozesses bekannt“ (Loidl, 1985, S. 151) und weniger die Entstehungsgeschichte. Ein anderes methodisches Problem stellt zudem neben häufig geringen Fallzahlen in den Studien die einseitige Datenlage zur Partnerschaftsentwicklung und Scheidung dar. Zum Teil ermöglichen retrospektive Untersuchungen zwar eine geschlechtsspezifische Differenzierung, Aussagen auf Paarebene lassen sich jedoch nur sehr selten treffen. Überlegungen zur Homogamie von Paaren oder auch nur ein Vergleich soziodemographischer Ressourcen (Bildung, Herkunftsfamilie etc.) beider Partner sind damit kaum möglich. Selbst unter diesen Einschränkungen ergibt sich nach Diekmann und Klein (1991, S. 277) immer noch „ein Defizit an fallzahlenmäßig umfangreichen Datensätzen mit retrospektiven Angaben zur Familienbiographie“ als „Hauptgrund dafür, daß in der Bundesrepublik bislang nur wenige Arbeiten zur empirischen Analyse der Ehestabilität“ durchgeführt wurden.

Die von uns zugrundegelegte Reanalyse einer aktuellen empirischen Studie kann hier neue Erkenntnisse bringen. Der methodische Vorteil liegt in der Konzentration auf jeweils beide Partner, was Analysen z.B. hinsichtlich der Endogamie ermöglicht. Konzipiert als Längsschnittuntersuchungen kommt dies dem „methodischen Ideal der Scheidungsforschung“ nahe, da sie mit entsprechenden dynamischen Analyseformen angelegt wurden (vgl. Rottleuthner-Lutter, 1989, S. 611). Zwar wurde die Studie nicht explizit zu Fragen der Ehestabilität und Ehequalität konzipiert, sie steht jedoch in engem Zusammenhang damit und kann wichtige Ergebnisse zu einzelnen Variablen liefern. Allerdings bieten die Studien aufgrund ihres anderen Entstehungszusammenhangs kaum Erkenntnisse z.B. über die Kommunikationsstruktur innerhalb der Partnerschaft, zu Fragen der Zufriedenheit mit bestimmten Lebensbereichen oder den Umgang mit Konfliktthemen in der Partnerschaft. Hier muß auf Ergebnisse anderer Studien verwiesen werden.

Zur Verfügung stehen die Daten der soziologischen Teilstudie des Projektes „Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch“.³ Basierend auf einer – für die alten Bundesländer repräsentativen – Stichprobe von 1.500 Ehepaar-

3 Das Bamberger-Ehepaar-Panel ist die soziologische Teilstudie des Projektes „Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch“. Die soziologische Teilstudie wurde von L.A. Vaskovics, die psychologische Teilstudie von K.A. Schneewind geleitet. Die Gesamtstudie wurde vom Bundesministerium für Frauen und Senioren finanziert. Zur Untersuchungsanlage vgl. Schneewind & Vaskovics et al., 1992.

ren wurden hier in Form einer echten Panelerhebung im Abstand von etwa zwei Jahren beide Partner seit 1988 insgesamt vier Mal standardisiert befragt. Im Rahmen des „Bamberger-Ehepaar-Panels“ kann die Partnerschaftsdynamik der ersten sechs Ehejahre abgebildet werden.

Datenbasis für unsere Analysen waren als Kontrastgruppen die bis zum Zeitpunkt der letzten Befragung getrennten Ehepaare auf der einen Seite und die (noch)verheirateten Paare auf der anderen Seite. Die Kontrastgruppen-Vergleiche wurden anhand von Mittelwertvergleichs-Tests bzw. bi- und multivariaten statistischen Prüfverfahren durchgeführt. Als Signifikanzniveau für Unterschiede wurde in allen folgenden Analysen $\alpha \leq 5$ Prozent festgesetzt.

Aufgrund der Partnerbefragungen können damit u.a. Fragen der Homogamie in Partnerschaften und die Bedeutung für Trennung und Scheidung im Längsschnitt für die ersten Jahre der Partnerschaft abgebildet werden. Aufgrund der langen Laufzeit der Panelerhebung sind so Aussagen zur Trennungsgeschichte zu erwarten, die die Zeit des ersten „ehedauer-spezifischen Scheidungsgipfels“ von vier Ehejahren mit einschließt. Der Panelcharakter der Studie verhindert das Problem von Erinnerungslücken und von Formen kognitiver Dissonanzen, wie sie vor allem bei retrospektiven Befragungen auftreten. Keine Aussagen können in der vorliegenden Arbeit über kohortenspezifische Konstellationen getroffen werden, da die Ehepaare alle der gleichen Heiratskohorte angehören (vgl. Diekmann & Klein, 1991, S. 273). Außerdem handelt es sich hier durchweg um Erst-Ehen, so daß nur Aussagen zu einer ersten Scheidung und nicht zu „besonderen Risikopotentialen“ von Zweitehen etc. zu treffen sind (Klein, 1992, S. 222). Von den Paaren, die sich im Laufe der sechs Panel-Jahre getrennt hatten, waren zum Zeitpunkt der letzten Befragung 28 Prozent getrennt, 40 Prozent geschieden und 32 Prozent standen in einem laufenden Scheidungsverfahren.⁴

3.2 Einflußfaktoren der Partnerschaftsstabilität

Wir gehen davon aus, daß der Prozeß der Scheidung einen Zusammenbruch der Partnerschaft darstellt, der schon lange vor dem eigentlichen Trennungsakt einsetzt. Eine Trennung ist ein ambivalentes Geschehen, d.h. neben den Gründen für eine Trennung gibt es auch meist solche, welche die Trennung wieder in Frage

4 Als methodische Einschränkung ist u.a. folgendes anzumerken: Insgesamt trennten sich 113 Ehepaare in diesem Zeitraum, deren Angabe für unsere Analyse zur Verfügung standen. Das entspricht 8 Prozent der Gesamtzahl der Ehepaare des Panels. Innerhalb des sechsjährigen Beobachtungszeitraums im Rahmen des „Bamberger-Ehepaar-Panels“ konnten nur 78 getrennte Paare gezielt befragt werden. Dies sind im Vergleich zum statistischen Erwartungswert (bezogen auf die allgemeinen statistisch erfaßten Ehescheidungsquoten) nur sehr wenige Fälle. Weitere Trennungsfälle werden in den Panelausfällen vermutet, da viele Adressen im Längsschnitt nicht weiterverfolgt werden konnten. Von weiteren 35 Paaren lag die Information über eine Trennung vor. Aus verschiedenen Gründen konnte hier keine Befragung erfolgen. Diese geringeren Fallzahlen führten bei einzelnen Fragestellungen zu Restriktionen in der Datenanalyse.

stellen (Riehl-Emde, Hännly & Willi, 1994, S. 17). Wichtig ist es zu berücksichtigen, daß es sich dabei um einen multikausalen Prozeß handelt, d.h. der Entscheidung für eine Ehescheidung oder Trennung „liegt nie nur eine einzige „Ur“-Sache zugrunde“ (Nave-Herz, 1990, S. 42). Aus diesem Grund untersuchten wir in einem ersten Schritt die Ausgangssituation der Befragten. Analysiert wurden dabei in Anlehnung an die „prediction studies“ in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Unterschiede und Übereinstimmungen der Partner in sozio-demographischen Merkmalen sowie bei verschiedenen Fragen der Zufriedenheit mit der Partnerschaft bzw. mit dem eigenen Leben insgesamt.

Sozialstrukturelle Faktoren

Insbesondere in den traditionellen „prediction studies“ wurden Aspekte der Endogamie mit Ehestabilität in Beziehung gesetzt. Mit unseren Ergebnissen von Paaren in Erst-Ehen können wir zeigen, daß sozialstrukturellen Faktoren bei der Bestimmung des Scheidungsrisikos insgesamt eine sehr geringe Rolle zukommt. Untersucht wurde u.a. der Einfluß der formalen Bildung beider Partner, des Alters, des Berufsstatus, der Wohnortgröße, der Einkommenssituation, der Kinderzahl und der Religionszugehörigkeit (vgl. Rosenkranz & Rost, 1996). Bei der überwiegenden Mehrheit der in diesem Zusammenhang von uns getesteten Variablen lassen sich keine Unterschiede zwischen Paaren feststellen, die sich im Laufe der sechsjährigen Erhebung trennten und solchen, die zum Befragungsende noch verheiratet waren. Anhand unserer Analysen können wir das Ergebnis von Diekmann und Klein (1991) nicht bestätigen, die davon ausgingen, daß z.B. ein steigendes Ausbildungsniveau, das (höhere) Alter bei der Eheschließung bzw. u.a. die katholische Religionszugehörigkeit risikomindernde Faktoren darstellen. Auch Überlegungen in Bezug auf ein höheres Scheidungsrisiko im Sinne eines „Unabhängigkeitseffektes“ von Frauen lassen sich aufgrund unserer Daten nicht bestätigen: weder die Bildung, der soziale Status noch das persönliche Nettoeinkommen lassen hier Unterschiede erkennen. Hinsichtlich der Endogamie in Partnerschaften, so unser Fazit, läßt sich insgesamt kein relevanter Zusammenhang mit dem Ehescheidungsrisiko ausmachen.

Partnerschaft

Bisherige Studien verweisen darauf, daß die Partnerschaftsbiographie das Scheidungsrisiko beeinflussen kann. Diekmann leitet aus seinen Ergebnissen die These ab, daß das Scheidungsrisiko mit zunehmender vorehelicher Dauer der Partnerschaft abnimmt, da der Bestand an Erfahrungsmerkmalen korrespondierend dazu ansteigt und somit Enttäuschungen in der Partnerschaft unwahrscheinlicher werden. Diese These können wir anhand unserer Daten tendenziell bestätigen. Zwar zeigen sich keine Unterschiede in der Frage, ob die Paare vor der Heirat im Rahmen einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammen gewohnt haben, aber in der Dauer der Beziehung vor der Eheschließung unterscheiden sich getrennte Paare und stabile Ehen signifikant. Immerhin ein Fünftel der Paare, die sich getrennt haben, kannten sich vor der Heirat höchstens ein Jahr. Bei der Kontrollgruppe wies nur jedes zehnte Paar eine derartig kurze voreheliche Beziehungsdauer auf. Die

voreheliche Partnerschaftsdauer hat jedoch keinen Einfluß darauf, zu welchem Zeitpunkt nach der Eheschließung sich die Paare trennen. Keine Unterschiede ließen sich in der Erfahrung mit vorherigen Partnerschaften feststellen: unabhängig vom weiteren Partnerschaftsverlauf hatten gut die Hälfte der Ehepartner bereits vorherige Partnerschaften, während für die andere Hälfte die erste feste Partnerschaft auch in die Ehe mündete. Sehr deutliche Unterschiede zeigen sich jedoch bei den Einstellungen zu einer Scheidung, d.h. bei der Scheidungsbereitschaft, allerdings nur für die Frauen. Die Bereitschaft, die Ehe aufzulösen, ist bei Frauen aus getrennten Ehen bereits kurz nach der Eheschließung signifikant höher. Zwei Drittel von ihnen, aber nur die Hälfte der Frauen aus stabilen Ehen schlossen zum damaligen Zeitpunkt eine Scheidung bei großen Eheproblemen nicht aus. Für letztere Gruppe hatte die Ehe kurz nach der Heirat eine größere Verbindlichkeit: nur knapp ein Viertel von ihnen stimmte dem Item zu „für mich bedeutet die Ehe nicht unbedingt eine lebenslange Bindung“. Der wesentlich höhere Zustimmunganteil der Frauen aus getrennten Ehen (38 Prozent) signalisiert wiederum die höhere Bereitschaft, eine unglückliche Ehe aufzulösen. Bei den Männern ließen sich dagegen keine signifikante Unterschiede diesbezüglich feststellen.

Transmissionshypothese

In einigen Studien wird die Möglichkeit einer intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos diskutiert. Auch unsere Analysen bestätigen entsprechende Vermutungen. Aufgrund unserer Daten ist von einem Zusammenhang zwischen höherem Scheidungsrisiko der eigenen Partnerschaft und belastenden Erfahrungen in der Herkunftsfamilie auszugehen. Stammt mindestens ein Ehepartner aus einer Scheidungsfamilie, so läßt sich ein wesentlich höheres Scheidungsrisiko in der eigenen Ehe prognostizieren. Auch Diekmann und Engelhardt konnten diesen Zusammenhang anhand der Daten des DJI-Familienveys belegen (1995, S. 220).

Eine Analyse von Indikatoren der Herkunftsfamilie für beide Kontrastgruppen zeigt insbesondere folgende Unterschiede:

Tendenziell schätzen mehr Befragte, deren eigene Ehe später geschieden wurde, ihr Verhältnis zur Mutter und zum Vater während der Kindheit jeweils als schlecht ein.

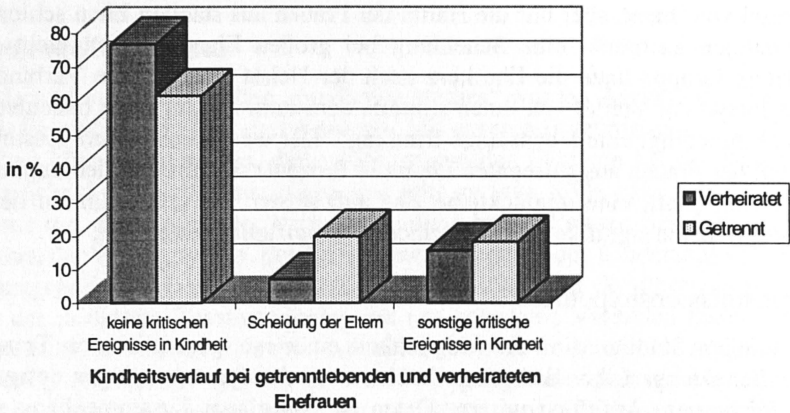
Zudem verließen die später Getrennten im Mittel tendenziell früher ihr Elternhaus.

Die Religiosität der Herkunftsfamilie war bei den später Getrennten signifikant niedriger.

Von den Befragten des Bamberger-Ehepaar-Panels, deren eigene Ehe später gescheitert ist, geben signifikant mehr an, auch die Ehe ihrer Eltern sei geschieden. Analysen des DJI-Familienveys zeigen ein vergleichbares Ergebnis. Nicht die Unvollständigkeit der Familie, sondern das Ereignis „Scheidung“ sei entscheidend für den Anstieg des Ehescheidungsrisikos in der eigenen Partnerschaft (vgl. Diekmann & Engelhardt, 1995). Interessant ist jedoch, daß in der Herkunftsfamilie von später getrennten Befragten auch andere kritische Ereignisse (Krankheit der Eltern, Tod etc.) signifikant häufiger auftraten. Entsprechende geschlechtsspezifische Unterschiede, die Diekmann und Engelhardt konstatierten, konnten unsere

Analysen bestätigen – allerdings mit anderem Inhalt. Insbesondere bei Frauen lassen unsere Ergebnisse einen Transmissionseffekt vermuten. Frauen aus gescheiterten Partnerschaften geben signifikant häufiger eine Scheidung ihrer Eltern an (dies verdeutlicht Abbildung 1).

Abbildung 1: Vergleich des Kindheitsverlaufs bei getrennten und verheirateten Frauen



Quelle: Bamberger-Ehepaar-Panel, eigene Berechnungen

Keinen Einfluß scheint die Scheidung der Eltern in der Herkunftsfamilie auf die Zufriedenheit in der eigenen Ehe zu haben. Für die Zufriedenheit sind offenbar aktuelle und partnerabhängige Ereignisse von größerer Bedeutung als Ereignisse in der Kindheit. Insgesamt sehen beide Kontrastgruppen im Familienleben der eigenen Eltern überwiegend kein Vorbild. Bei Befragten, deren eigene Ehe gescheitert ist, ist diese Haltung jedoch signifikant ausgeprägter. Rund zwei Drittel der Getrennten geben an, das Familienleben der Eltern sei für sie gar nicht oder nur in wenigen Bereichen als Vorbild geeignet. Bei den (Noch-)Verheirateten geben dies knapp die Hälfte an. Interessant ist hier ein Vergleich der Antworten beider Ehepartner. Es zeigt sich, daß in getrennten Ehen tendenziell weniger häufig beide Partner angeben, das Familienleben der eigenen Eltern sei ein Vorbild für die Gestaltung der eigenen Beziehung. Bei rund 60 Prozent der Verheirateten geben beide Partner die Ehe der Eltern als Vorbild an, bei den Getrennten sind es 42 Prozent. Entsprechend geben bei den Verheirateten tendenziell seltener beide Partner an, die elterliche Ehe sei kein Vorbild (8 Prozent), bei den Getrennten geben dies in 13 Prozent aller Partnerschaften beide Partner an. Bei knapp der Hälfte der getrennten Ehepaare (46 Prozent) nimmt nur ein Partner von beiden die Ehe der Eltern als Vorbild, bei den Verheirateten ist dies lediglich bei einem Drittel der Fall. Ausschlaggebend dafür, ob das Familienleben der Eltern als Vorbild genommen wird, ist in beiden Kontrastgruppen insbesondere ein kritisches Lebensereignis: die

Ehescheidung der Eltern in der Herkunftsfamilie. Von den verheirateten und den getrennten Befragten, die das elterliche Familienleben gar nicht als Vorbild ansehen, ließen sich in beiden Gruppen jeweils zu rund 70 Prozent die Eltern scheiden. Insgesamt ist die Verteilung zwischen den beiden Kontrastgruppen hier sehr ähnlich. Nur rund 2 Prozent der Befragten, die eine Scheidung der Eltern in ihrer Kindheit erlebt haben, geben an, das Familienleben der Eltern diene ihnen im großen und ganzen als Vorbild.

Die subjektive Gesamteinschätzung der Kindheit steht bei Befragten in beiden Kontrollgruppen im Zusammenhang damit, ob sie das Familienleben der Eltern als Vorbild gelten lassen. Insgesamt ähneln sich die Verteilungen beider Kontrastgruppen auf dieser Fragestellung. Sowohl bei den verheirateten als auch den getrennten Befragten besteht die Neigung, das elterliche Familienleben im großen und ganzen eher als Vorbild zu nehmen, wenn die eigene Kindheit als glücklich und sehr glücklich erlebt wurde und umgekehrt. Tendenziell ist dieser Zusammenhang bei den verheirateten Befragten stärker: Von den Verheirateten, die das Familienleben ihrer Eltern im großen und ganzen als Vorbild nehmen, gaben fast alle (98 Prozent) an, eine glückliche und sehr glückliche Kindheit verlebt zu haben, bei den Getrennten sind es 86 Prozent. Kein Vorbild in den Eltern sehen in beiden Gruppen insbesondere jene, die ihre Kindheit mit „teils-teils“ umschreiben.

Interessant ist zudem der Zusammenhang zwischen der Einschätzung des elterlichen Familienlebens und der eigenen Scheidungsbereitschaft, falls die Ehe nicht glücklich verlaufen sollte. Befragte in (noch) stabilen Partnerschaften äußern signifikant häufiger eine höhere Scheidungsbereitschaft für die eigene Ehe, wenn das Familienleben der Eltern nicht als Vorbild gesehen wird. Umgekehrt sinkt die Scheidungsbereitschaft bei Befragten, die das Familienleben der eigenen Eltern im „großen und ganzen“ als Vorbild betrachten. Offensichtlich schätzen sich Personen, die die Ehe und das Familienleben der Eltern eher ablehnend beurteilen, eher so ein, daß sie selbst bereit sind, die Konsequenzen zu ziehen und eine eigene Partnerschaft, die unbefriedigend verläuft, eher zu beenden. Dies gilt sowohl für Frauen als auch für Männer in stabilen Partnerschaften. Für die Gruppe der bereits Getrenntlebenden gilt der gleiche Zusammenhang, wobei hier generell eine höhere Scheidungsbereitschaft zu verzeichnen ist.

Hatten in getrennten Partnerschaften mehr Partner nach eigener Einschätzung insgesamt eine „unglückliche Kindheit“? Bei dieser Frage läßt sich anhand unserer Daten kein signifikanter Zusammenhang feststellen. Insgesamt zeigt sich, daß in beiden Kontrastgruppen beide Partner zu über 80 Prozent angeben, eine „glückliche Kindheit“ verlebt zu haben. Subjektive Erlebnisse, die sich auf die Einschätzung der Qualität der Kindheit auswirken, haben – sofern es sich nicht um die Erfahrung der elterlichen Scheidung handelt – für die Bestimmung des Scheidungsrisikos keine Bedeutung. Allerdings wäre denkbar, daß sich entsprechende Erfahrungen auf die generellen Einstellungen auswirken und z.B. in Zusammenhang mit der Reduzierung der Familienorientierung stehen.

Unsere Analysen können keinen signifikanten Zusammenhang zwischen Scheidungsrisiko und der Kinderzahl in der Herkunftsfamilie bestätigen. Vereinzelt hatten Studien gezeigt, daß – unabhängig vom Geschlecht – bei Einzelkindern in der späteren Ehe mit einem höheren Scheidungsrisiko gerechnet werden muß (vgl.

Diekmann & Engelhardt, 1995). Ebenso zeigen unsere Daten keinen signifikanten Zusammenhang von Scheidungsrisiko und dem Vorhandensein von Geschwistern in der Herkunftsfamilie. Dies gilt sowohl für die Analyse auf Individualniveau als auch auf Paarniveau. Auch hier lassen sich keine Unterschiede bestätigen z.B. derart, daß bei getrennten Paaren beide Partner häufiger Einzelkind waren etc. Diese These kann aufgrund der Ergebnisse unserer Daten falsifiziert werden.

Einstellungen und Lebensorientierungen

Bereits in den traditionellen „prediction studies“ wurde versucht, mittels der Hypothese „je ähnlicher die Partner, desto größer ist die Ehezufriedenheit“, Ehestabilität u.a. auch durch Homogamie in der Partnerschaft zu erklären. Nachdem, wie oben aufgezeigt, sozio-demographische Merkmale kaum eine Erklärungskraft haben, d.h. die Stabilität einer Ehe sich nach unseren Daten als weitgehend unabhängig von der Endogamie der Partner erweist, wollen wir im folgenden untersuchen, inwieweit unterschiedliche Einstellungen und Lebensorientierungen⁵ einen Einfluß auf die Dauer von Ehen haben. Unsere Analysen zeigen, daß insgesamt eine sehr hohe Homogamie bezüglich dieser Orientierungen bei den Paaren im Bamberger Ehepaar-Panel vorliegt. Weitgehend unabhängig davon, ob sich die Ehepaare im Beobachtungszeitraum getrennt haben oder nicht, stimmen bei 60 bis 70 Prozent (je nach Bereich) der Paare die Angaben der Ehepartner zu ihren Einstellungen überein. Die geringe Varianz in der Homogamie führte, verbunden mit der geringen Fallzahl der getrennten Paare, zu erheblichen methodischen Problemen im Vergleich der beiden Gruppen, so daß in der Regel nur bivariate Analysen durchführbar waren. Heterogamie konnten wir für zwei Bereiche nachweisen.

Vergleicht man die Einstellungen der beiden Partner miteinander, so zeigt sich zum einen bezüglich des *Kinderwunsches* eine höhere Heterogenität bei den getrennten Paaren: Der Anteil an Paaren, bei denen ein Partner Kinder haben will und der andere nicht bzw. noch unentschlossen ist, ist bei den Getrennten mit 15 Prozent signifikant höher als in der Vergleichsgruppe (10 Prozent). Bei dieser Gruppe könnte, bereits kurz nach der Eheschließung, ein differierender Kinderwunsch ein Auslöser für die spätere Trennung gewesen sein.

Der zweite Unterschied, der wesentlich deutlicher zum Vorschein kommt, liegt in der *beruflichen Aufstiegsorientierung*: hier sind getrennte Paare deutlich weniger homogam als stabile Ehen. Während bei verheirateten Paaren in der Regel der Mann höhere berufliche Aufstiegsaspirationen als die Frau aufweist, ist dieses

5 Im Rahmen des Bamberger-Ehepaar-Panels wurden Einstellungen und Lebensorientierungen auf zwei Wegen erfaßt. Zunächst wurden anhand der Wichtigkeit bestimmter Lebensbereiche die allgemeine Präferenzstruktur abgebildet. Dazu sollten die Befragten auf einer Liste von 11 verschiedenen Lebensbereichen (Familie, Beruf, Freizeit, Wohlstand u. Konsum, Partnerschaft, Zuhause, Religion, Freunde u. Bekannte, Verwandtschaft, Politik, Nachbarschaft) angeben, wie wichtig ihnen diese Lebensbereiche sind. Zusätzlich wurden mittels mehrerer umfangreicher Skalen differenziert Einstellungen und Werthaltungen zu den Lebensbereichen Familie und Kinder, Beruf und Karriere, Freizeit, Lebensstandard und Konsum erfaßt, die sich auch auf der Verhaltensebene auswirken (zur Methodik vgl. Schneewind & Vaskovics, 1992, 84f.).

Verhältnis bei den getrennten Paaren anders: Es finden sich sowohl deutlich mehr Paare, in denen beide Partner berufliche Karriere machen wollen, als auch Frauen, deren Karriereambition höher ist als die ihrer Ehemänner. Insgesamt waren 29 Prozent der Frauen aus getrennten Ehen kurz nach der Eheschließung stark karriereorientiert. Dieser Anteil ist in der Vergleichsgruppe mit 15 Prozent deutlich niedriger. Die starke Karriereorientierung dieser Frauen geht einher mit einer erhöhten Scheidungsbereitschaft, d.h. Frauen, die stark nach beruflichen Aufstieg streben, sind eher bereit eine Partnerschaft aufzulösen, wenn sie sich nicht mehr als tragfähig erweist. Für die Männer zeigen sich hier keine signifikanten Zusammenhänge. Diese Ergebnisse können insgesamt als Hinweis darauf gedeutet werden, daß die Konstellation „geringe Karriereambition beim Mann“ und „hohes Karrierestreben bei der Frau“ ein erhöhtes Trennungsrisiko beinhaltet. Ansonsten fanden wir keine signifikanten Unterschiede in der Homogamie getrennter Paare im Vergleich zu verheirateten Paaren.

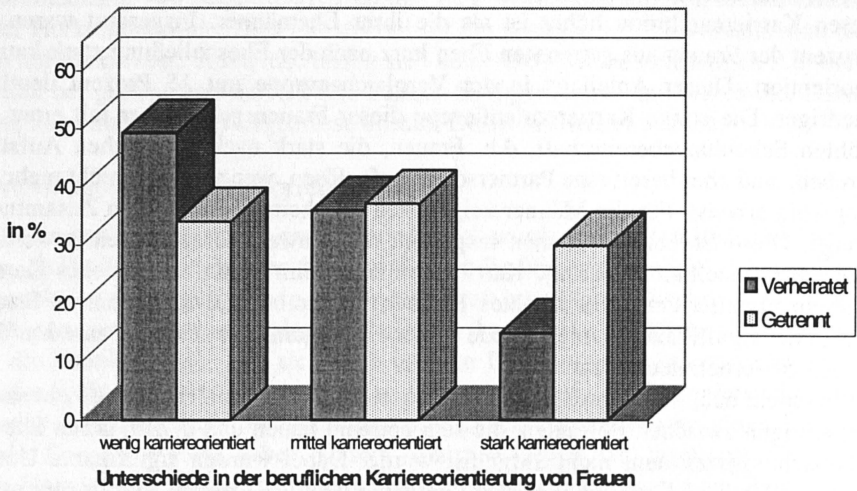
In einem nächsten Schritt verglichen wir auf der Individualebene die Lebensorientierungen zwischen Befragten, die sich getrennt haben und denen, deren Ehe im Beobachtungszeitraum nicht aufgelöst wurde. Dabei wurden signifikante Unterschiede sichtbar. Auffallend ist, daß Getrennte deutlich weniger familienorientiert sind. Der Kinderwunsch von Personen aus getrennten Ehen ist niedriger und auch die zeitliche Distanz zur Elternschaft war kurz nach der Eheschließung größer, d.h. der Übergang zur Elternschaft lag zum damaligen Zeitpunkt für viele von ihnen noch in weiter Ferne.

Unterschiedlich sind auch die *Einstellungen zu Kindern*, die im Bamberger-Ehepaar-Panel mit dem „Value of children“ (VOC)-Ansatz gemessen wurden, der ein international anerkanntes Meßinstrument zur Bestimmung der Nutzenerwartung in Bezug auf Kinder und die daraus resultierenden Auswirkungen auf die Motivation des generativen Verhaltens ist. Für Getrennte bedeuten Kinder weniger Glück und Erfüllung und werden häufiger mit Sorgen und Problemen in Verbindung gebracht.

Als wichtiger Indikator für die *Familienorientierung* erwies sich auch die Vereinbarkeit von Familie und Freizeit. Während verheiratete Paare kurz nach der Eheschließung nur wenig Probleme darin sahen, ihre Freizeitgestaltung und ein Familienleben zukünftig unter einen Hut zu bekommen, beurteilten insbesondere die Männer aus später getrennten Ehen dies tendenziell skeptischer. Sie antizipierten vermehrt Einschränkungen ihrer Freizeit mit dem Übergang zur Elternschaft. Dies liegt insbesondere daran, daß sie deutlich freizeitorientierter sind, als Männer aus nicht getrennten Ehen, d.h. sie messen dem Bereich Freizeit eine höhere Bedeutung bei.

Ebenfalls geschlechtsrollenspezifische Unterschiede zeigten sich für die Konsumorientierung und die berufliche Aufstiegsorientierung. Frauen aus getrennten Ehen hatten – wie beschrieben – erstens eine höhere Konsumorientierung und zweitens eine höhere Karriereorientierung. Abbildung 2 zeigt die berufliche Karriereorientierung für Frauen beider Teilgruppen im Vergleich.

Abbildung 2: Berufliche Karriereorientierung von Frauen



Quelle: Bamberger-Ehepaar-Panel, eigene Berechnungen

Die stärksten Unterschiede im Einstellungsbereich zeigen sich im *Verhältnis zu Religion und Kirche*. Bei getrennten Paaren haben beide Partner zu Religion und Kirche ein weitaus distanzierteres Verhältnis, religiöse Werte spielen in ihrem Leben nur eine untergeordnete Rolle und sie gehen seltener in die Kirche. Bei 40 Prozent der Getrennten spielen religiöse Überzeugungen keine Rolle für ihre Lebensgestaltung, bei den noch stabilen Ehepartnern geben dies 25 Prozent an. Zudem geben doppelt so viele Befragte aus noch stabilen Partnerschaften an, sich der Kirche stark verbunden zu fühlen. Knapp die Hälfte der Getrennten fühlt sich der Kirche überhaupt nicht verbunden, bei der Kontrollgruppe gibt dies ein knappes Drittel der Befragten an.

Zusammengefaßt zeigt sich bei der Frage, inwieweit die Ehestabilität durch Einstellungen und Werthaltungen der Ehepartner beeinflusst wird, daß die Homogamie bei getrennten Paaren in ähnlich hohem Maße ausgeprägt ist wie bei stabilen Ehen. Während letztere jedoch eine ausgesprochen hohe Familienorientierung aufweisen, sind getrennte Paare eben nicht in diesem Maße familienorientiert sondern häufiger freizeit- und konsumorientiert, wobei ersteres tendenziell häufiger bei Männern zu finden ist und zweites verstärkt für die Frauen aus getrennten Ehen zutrifft. Eine Ausnahme bildet die berufliche Aufstiegsorientierung, die bei den Frauen aus getrennten Ehen auffallend hoch ist und zudem häufig höher ist, als die ihrer Männer, während diese Konstellation bei der Kontrollgruppe kaum vorkommt. Nachdem die Trennungsfälle im Rahmen des Bamberger Ehepaar-Panels nicht weiter befragt wurden, kann leider nichts über die Entwicklung der Homogamie im weiteren Eheverlauf bis zur Trennung berichtet werden. Wir vermuten aufgrund dieser Ergebnisse, daß bei einem Teil der getrennten Paare unterschiedliche persönliche Entwicklungen dazu geführt haben, daß sich die Einstel-

lungen mit zunehmender Ehedauer in Richtung „Auseinanderleben“ verändert haben, so daß es aufgrund einer fehlenden gemeinsamen Zukunftsperspektive zu einer Trennung gekommen ist. Basis für diese Hypothese sind die Antworten zu den Trennungsgründen, in denen dieser Grund häufig angegeben wurde, sie ist jedoch mit dem uns vorliegenden Datenmaterial nicht überprüfbar.

4. Fazit

Im folgenden stellen wir die Ergebnisse unserer Analysen nochmals zusammenfassend im Überblick dar und skizzieren methodische und inhaltliche Restriktionen. Ausgehend von unserer Fragestellung, inwieweit sich Prädiktoren der Instabilität von Ehen mittels Reanalysen des Bamberger-Ehepaar-Panels feststellen lassen, kontrastierten wir die Ehepaare, die sich innerhalb der ersten sechs Ehejahre trennten und die „stabilen“ Paare in dieser Längsschnittuntersuchung. Dabei zeigten sich kaum Unterschiede hinsichtlich sozio-demographischer und sozialstruktureller Variablen, wohl aber konnten wir im wesentlichen zwei signifikante Unterschiede hinsichtlich der Einstellungen und Wertorientierungen ausfindig machen. Hier weisen verheiratete und getrennte Paare zwar insgesamt gleichermaßen eine relativ hohe Homogamie auf, Heterogamie konnten wir jedoch insbesondere für folgende zwei Bereiche nachweisen:

- Vergleicht man die Einstellungen der beiden Partner miteinander, so zeigt sich zum einen bezüglich des *Kinderwunsches* eine höhere Heterogenität bei den getrennten Paaren: Der Anteil an Paaren, bei denen ein Partner Kinder haben will und der andere nicht bzw. noch unentschlossen ist, ist bei den Getrennten fast doppelt so hoch wie in der Vergleichsgruppe. Bei dieser Gruppe könnte ein, bereits kurz nach der Eheschließung, differierender Kinderwunsch der Auslöser für die spätere Trennung gewesen sein.
- Der zweite signifikante Unterschied liegt in der *beruflichen Aufstiegsorientierung*: Hier sind getrennte Paare deutlich weniger homogam als stabile Ehen. Während bei verheirateten Paaren in der Regel der Mann eine höhere berufliche Aufstiegsaspirationen als die Frau aufweist, ist dieses Verhältnis bei den getrennten Paaren anders: es finden sich sowohl deutlich mehr Paare, in denen beide Partner berufliche Karriere machen wollen, als auch Frauen, deren Karriereambition höher ist als die ihrer Ehemänner.

Bezogen auf die *individuellen Merkmale* von Getrennten ergaben sich ebenfalls Unterschiede zwischen den Angehörigen der beiden Gruppen: Von den Befragten, deren eigene Ehe später gescheitert ist, geben signifikant mehr an, auch die Ehe ihrer Eltern sei geschieden worden. Außerdem traten bei den später getrennten Befragten in der Herkunftsfamilie auch andere kritische Ereignisse (Krankheit der Eltern, Tod etc.) signifikant häufiger auf. Die Ehe und das Familienleben der Eltern wird signifikant häufiger nicht als Vorbild angesehen. Von den Getrennten, die das elterliche Familienleben als Vorbild ablehnen, geben mehr an, die Eltern

hätten sich nicht verstanden. Zudem besteht hier ein Zusammenhang mit der Scheidungsbereitschaft: Getrennte, die in der Herkunftsfamilie kein Vorbild sehen, zeigten die größte Scheidungsbereitschaft. Offensichtlich schätzen sich Personen, die die Ehe und das Familienleben der Eltern eher ablehnend beurteilen, eher so ein, daß sie selbst bereit sind, die Konsequenzen zu ziehen und eine eigene Partnerschaft, die unbefriedigend verläuft, eher zu beenden. Getrennte sind zudem deutlich weniger familienorientiert. Der Kinderwunsch von Personen aus getrennten Ehen ist niedriger und auch die zeitliche Distanz zur Elternschaft war kurz nach der Eheschließung größer, d.h. der Übergang zur Elternschaft lag zum damaligen Zeitpunkt für viele von ihnen noch in weiter Ferne. Unterschiedlich sind auch die Einstellungen zu Kindern. Für Getrennte bedeuten Kinder weniger Glück und Erfüllung und werden häufiger mit Sorgen und Problemen in Verbindung gebracht. Bei getrennten Paaren haben beide Partner zu Religion und Kirche ein weitaus distanzierteres Verhältnis, was sich auch darin ausdrückt, daß der Anteil an Konfessionslosen bei ihnen höher ist als bei den verheirateten Paaren. Religiöse Werte spielen in ihrem Leben nur eine untergeordnete Rolle, zudem gehen sie auch seltener in die Kirche.

Neben diesen generellen Unterschieden zwischen Getrennten und Personen aus „stabilen Ehen“ konnten wir weiterhin auch geschlechtsrollenspezifische Unterschiede nachweisen, d.h. Differenzen, die jeweils nur Frauen oder Männer betreffen:

Getrenntlebende Frauen

- Insbesondere bei Frauen lassen unsere Ergebnisse einen Transmissionseffekt aus der Herkunftsfamilie vermuten. Frauen aus gescheiterten Partnerschaften geben signifikant häufiger eine Scheidung ihrer Eltern an.
- Getrennte Frauen haben stärkere Karriereambitionen als Frauen in stabilen Partnerschaften.
- Die starke Karriereorientierung dieser Frauen geht einher mit einer erhöhten Scheidungsbereitschaft, d.h. Frauen, die stark nach beruflichen Aufstieg streben, sind eher bereit eine Partnerschaft aufzulösen, wenn sie sich nicht mehr als tragfähig erweist. Für die Männer zeigen sich hier keine signifikanten Zusammenhänge.
- Geschlechtsrollenspezifische Unterschiede zeigten sich auch für die Konsumorientierung: Frauen aus getrennten Ehen hatten eine höhere Konsumorientierung als verheiratete Frauen.

Getrenntlebende Männer

- Als wichtiger Indikator für die Familienorientierung erwies sich auch die Vereinbarkeit von Familie und Freizeit. Während verheiratete Paare kurz nach der Eheschließung nur wenig Probleme darin sahen, ihre Freizeitgestaltung und ein Familienleben zukünftig unter einen Hut zu bekommen, beurteilten insbesondere die Männer aus getrennten Ehen dies tendenziell skeptischer. Sie antizipierten vermehrt Einschränkungen ihrer Freizeit mit dem Übergang zur Elternschaft. Dies liegt insbesondere daran, daß sie deutlich freizeitorientierter sind,

als Männer aus verheirateten Ehen, d.h. sie messen dem Bereich Freizeit eine höhere Bedeutung bei.

In Bezug auf die *Transmissionshypothese* konnten wir anhand des uns zur Verfügung stehenden Datensatzes folgende Faktoren extrahieren, die das Scheidungsrisiko beeinflussen:

- Stammt mindestens ein Ehepartner aus einer Scheidungsfamilie, so läßt sich ein wesentliches höheres Scheidungsrisiko in der eigenen Ehe prognostizieren.
- Tendenziell schätzen mehr Befragte, deren eigene Ehe später geschieden wurde, ihr Verhältnis zur Mutter und zum Vater während der Kindheit jeweils als schlecht ein.
- Die später Getrennten verließen im Mittel tendenziell früher ihr Elternhaus.

Dagegen konnten wir keinen Einfluß der Kinderzahl in der Herkunftsfamilie auf das Scheidungsrisiko feststellen, d.h. Einzelkinder sind demnach nicht scheidungsgefährdeter.

Zusammenfassend läßt sich anhand unserer Ergebnisse feststellen, daß bereits kurz nach der Eheschließung auffällige Unterschiede bestehen zwischen Paaren, die sich in den ersten Ehejahren trennen und solchen, die sich nicht trennen. Die Differenzen zeigen sich jedoch nicht bei sozialstrukturellen Merkmalen, wohl aber in der Zufriedenheit mit der Partnerschaft, in den persönlichen Lebensbiographien, in der Herkunftsfamilie und den Lebensorientierungen der einzelnen, wobei wir bei letzterem eine höhere Heterogamie für getrennte Paare nachweisen konnten. Damit konnten wir unsere Ausgangsfrage, ob sich Konstellationen nachweisen lassen, die sich als besonders partnerschaftsgefährdend auswirken, zum Teil positiv beantworten. Restriktiv wirkte sich die geringe Fallzahl der getrennten Paare im Bamberger-Ehepaar-Panel aus, die weiterführende multivariate Analyseverfahren nicht zuließ. Dementsprechend können wir die Einflußfaktoren nicht zueinander in Beziehung setzen, um den jeweiligen Varianzerklärungseffekt zu ermitteln.

Literatur

- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bodenmann, G. (1995). Bewältigung von Stress in Partnerschaften: Der Einfluss von Belastungen auf die Qualität und Stabilität von Paarbeziehungen. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag.
- Bumpass, L.L. & Sweet, J.A. (1972). Differentials in Marital Instability. *American Sociology Review*, 37, 754-766.
- Diekmann, A. & Engelhardt, H. (1995). Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey. *Zeitschrift für Soziologie*, 24, 215-228.
- Diekmann, A. & Klein, T. (1991). Bestimmungsgründe des Ehescheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung mit den Daten des sozioökonomischen Panels. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2, 271-290.

- Diekmann, A. (1991). Mathematische Modelle des Heiratsverhaltens und Ehescheidungsrisikos. In: H. Esser & K.G. Troitzsch (Hrsg.), Modellierung sozialer Prozesse: Neuere Ansätze und Überlegungen zur soziologischen Theoriebildung (S. 589-620). Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften.
- Goode, W.J. (1960). Struktur der Familie. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Gottman, J.M. (1994). What predicts divorce? The relationship between marital process and marital outcomes. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates.
- Hahlweg, K. (1991). Störung und Auflösung von Beziehungen. Determinanten der Ehequalität und -stabilität. In: M. Amelang, H.-J. Ahrens & H.W. Bierhoff (Hrsg.), Partnerwahl und Partnerschaft. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen (S. 117-152). Göttingen: Hogrefe.
- Hartmann, P.H. (1989). Warum dauern Ehen nicht ewig? Eine Untersuchung zum Scheidungsrisiko und seinen Ursachen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Höhn, C. (1980). Rechtliche und demographische Einflüsse auf die Entwicklung von Ehescheidungen seit 1946. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 6, 335-371.
- Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1987). The Future of the Family. IUSSP: Plenaries. Helsinki, 113-187.
- Klein, T. (1992). Die Stabilität der zweiten Ehe. Besondere Risikopotentiale, Selektionseffekte und systematische Unterschiede. Zeitschrift für Familienforschung, 4, 221-237.
- König, R. (Hrsg.) (1976). Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 7. Stuttgart: Enke.
- Limmer, R. (1994). Der ganz normale Beziehungsstreß. Forschungsforum, 6, 129-134.
- Loidl, J. (1985). Scheidung. Ursachen und Hintergründe: Ein Beitrag zur Familien-Soziologie mit einer Studie über Scheidungsgründe aus der Sicht von Rechtsanwälten. Wien: Böhlau.
- Mühlfeld, C. (1982). Ehe und Familie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nave-Herz, R., Daum-Jaballah, M., Hauser, S., Mathias, H. & Scheller, G. (1990). Scheidungsursachen im Wandel. Eine zeitgeschichtliche Analyse des Anstiegs der Ehescheidungen in der Bundesrepublik Deutschland. (IFG: Theorie und Praxis der Frauenforschung, Bd. 14). Bielefeld: Kleine.
- Nave-Herz, R. (1989). Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Nave-Herz & M. Marckfeld (Hrsg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung (S. 211-222). Neuwied: Luchterhand.
- Riehl-Emde, A., Hanny, G. & Willi, J. (1994). Was Paare zusammenhält. Empirische Untersuchung zu den Gründen für und gegen Trennung bei Paaren in fester Partnerschaft. Psychotherapeut, 39, 17-24.
- Rosenkranz, D. & Rost, H. (1996). Welche Partnerschaften scheitern? Trennung von verheirateten und unverheirateten Paaren im Vergleich. *ifb*-Materialien, 2/96.
- Rottleuthner-Lutter, M. (1989). Ehescheidung. In: R. Nave-Herz & M. Marckfeld (Hrsg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung (S. 607-623). Neuwied: Luchterhand.
- Schneewind, K.A. et al. (1992). Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Band 9 in der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider, N.F. (1990). Woran scheitern Partnerschaften? Subjektive Trennungsgründe und Belastungsfaktoren bei Ehepaaren und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Zeitschrift für Soziologie, 19, 458-470.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: K. Lüscher, F. Schultheis & M. Wehrspau (Hrsg.), Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. (Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 3) (S. 145-156). Konstanz: Universitäts-Verlag.

Wagner, M. (1991). Sozialstruktur und Ehestabilität. In: K.U. Mayer, J. Allmendinger & J. Huinink (Hrsg.), Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie (S. 359-384). Frankfurt/M.: Campus.

Anschrift der Erstautorin:

Dipl.-Soz. Doris Rosenkranz
Staatsinstitut für Familienforschung
an der Universität Bamberg -*ifb*-
Coburger Str. 21 a
96052 Bamberg